

Kalo kämpfte gegen den Drang an, umzukehren und die Ferne Ferne sein zu lassen. In den letzten Tagen war mehr passiert als in seinem ganzen Leben davor. Er fühlte sich müde und ausgelaugt. Dann war da noch so ein komisches Gefühl in seinem Bauch, eine Mischung aus Scham und schlechtem Gewissen.

Erst die Liebesnacht mit den Frauen im Dorf und dann das verstörende Erlebnis mit der schönen Čohani, der Wiedergängerin, die er vernichtet hatte – das war zu viel. Er drohte, den Boden unter seinen Füßen zu verlieren. Gleichzeitig lockte ihn die Ferne. Und dieses Locken war stark.

Während er nachdachte, bemerkte er, dass er einfach weitergegangen war. Er schaute sich um. Das Herrenhaus der Čohani lag weit hinter ihm, war nur noch als winziger Punkt wahrzunehmen. *Hör auf dein Herz!*, sagte eine innere Stimme. *Dies ist dein Weg, auch wenn er beschwerlich ist!*

Gedankenverloren setzte er seinen Weg fort. Die Sonne stand mittlerweile schon in ihrem Zenit. Die Vegetation hatte gewechselt. Statt durch Wald wanderte er nun über wilde, strohige Bergwiesen, die bläulich schimmerten von Enzian, Glockenblumen und Teufelskralle. Dazwischen nackter Fels und niedriges Buschwerk.

Erst roch er sie, dann sah er sie: große Mengen an Wiesenchampignons. Damit könnte er sich am Abend eine reiche Pilzmahlzeit zubereiten! So schnitt er mit seinem scharfen Jagdmesser einen Pilz nach dem anderen ab und warf sie in seinen Vorratssack.

Nach einer Weile bemerkte er, dass sein Schatten um einiges länger und flacher auf dem dünnen Gras lag als zu Beginn seiner Suche. Er hatte sich wohl in seiner Beschäftigung verloren und dabei alles um sich herum vergessen, sogar die Zeit. Langsam musste er sich nach

einem geschützten Rastplatz umsehen, also nahm er seinen Weg wieder auf, marschierte zügig weiter gen Osten.

Seine Gedanken glitten zurück zum Morgen. Das Bild der toten Čohani ging ihm nicht aus dem Kopf. Es war weniger die Erinnerung an das Skelett, die ihn verfolgte, als die *Art* ihres Vergehens. Dieser schnelle Wandel von einer jungen Frau zur Greisin und der sofortige Verfall der Fleischlichkeit hatten sich tief in sein Gedächtnis eingegraben und hielten ihm unmissverständlich die eigene Vergänglichkeit vor Augen. Und dann noch dieses erlöste Lächeln auf ihrem Gesicht. Es hatte wie ein unauflöslicher Widerspruch zu dem grausamen Geschehen gewirkt.

Eine fette Fliege setzte sich auf Kalos linkes Ohr. Er schlug sie mit einer wischenden Bewegung weg, hoffte, dass seine schweren Gedanken mit ihr fortflögen. Sie taten es nicht.

Die Gedanken an die Čohani ließen ihn nicht los. Welches Recht hatte er gehabt, sich auf diesen Kampf der Seelen einzulassen und mit dieser Konsequenz zu entscheiden? War *er*, Kalo – der Rom – Herr über Leben und Tod, über Leid und Erlösung? Er hätte auch einfach weggehen können. Stattdessen diese subtile Gewalt. Warum hatte er es zu einem Spiel gemacht wie eine Katze, die mit der Maus spielt, bis diese erschöpft ihren Geist aufgibt. War das überhaupt er, der da gehandelt hatte? So viele Fragen, die ihm auf der Seele brannten. Und keine Antworten, nur dumpfe Ahnungen. Er hatte in die tiefsten Abgründe seiner Seele geschaut. Ihm gruselte vor sich selber.

Sein Vater kam ihm in den Sinn. Wenn Kalo als Kind zu viel vor sich hin brütete, hatte Dade sich oft neben ihn gesetzt und ihm den Arm um die Schultern gelegt. »Im Jetzt haben Grübeleien ganz und gar keinen Platz, Kalo«, hatte Dade dann gesagt. »Grübeleien denken nur an gestern oder morgen. Aber beides existiert nicht. Das eine ist weg und das andere ist nur eine Illusion. Niemand weiß, was morgen wirklich kommt. Nur was dir *jetzt* begegnet, ist wahr. Schenke *ihm* deine

Beachtung! Achtsamkeit ist der Schlüssel zum Jetzt und zum inneren Frieden!«

Kalo zwang sich zur Achtsamkeit. Er horchte in die Natur, während er weiter und weiter ging. Ein Schneefink rief sein rauhes »Zjiiih – zjih«. Ein anderer trällerte seine Antwort: »Ti ti zü – ti ti zü«. Mit kaum noch hörbarem Rascheln huschten kleine Eidechsen durch die Gräser. Bienen summten, Zikaden erfüllten die Atmosphäre mit ihrem Zirpen. Käfer surrten über den vielfältigen, bunten Gebirgsblumen. Begierig sog Kalo den Geruch der klaren Bergluft in sich auf.

Die schweren Gedanken verschwanden. Jetzt genoss er die Wanderung mit allen Fasern seiner Seele, spürte dabei wieder unbändige Lebensfreude in sich aufkeimen, fühlte sich eins mit allem, was war, mit Pflanzen, Tieren und der ganzen Schöpfung.

Die warme, späte Herbstsonne stand jetzt tief. Der Himmel zeigte sich blau und wolkenlos. Kein Wind regte sich und Kalos Schritte trugen ihn beschwingt weiter den flachen Hang hinauf. Eine Gruppe mächtiger Bergahorne auf einer Kuppe etwa drei Kilometer von ihm entfernt schien ihm ein lohnendes Ziel für die nächtliche Ruhepause zu sein. Auch wenn sie von hier aus winzig wirkten, erkannte er sie doch an der Form ihrer Kronen. Kalo steuerte beherzten Schrittes in ihre Richtung. Bis zum Sonnenuntergang sollte er es bis dorthin geschafft haben.

Ein schmaler Gebirgsbach, der sich munter plätschernd durch die Landschaft schlängelte, kreuzte seinen Weg. Er kniete nieder und schöpfte mit der hohlen Hand das kristallklare Wasser, um seinen Durst zu stillen.

Ein plötzlicher Windstoß fuhr ihm durch die Haare. Er hob den Blick. Weder Gräser noch Büsche bewegten sich. Er schaute zum Himmel. Keine einzige Wolke war zu sehen. *Seltsam ...*

Er nahm seinen Sack auf und setzte den Weg fort.

Plötzlich ein hohles Krachen gleich hinter ihm. Irgendetwas Großes musste auf den morschen Ast getreten sein, an dem er gerade vorbeigekommen war. Er drehte sich um. Tatsächlich war das lange Holzstück in zwei Teile gebrochen. Kalo war sich sicher, dass *er* es nicht zertreten hatte und schüttelte irritiert den Kopf.

Er ging nun langsamer, drehte sich immer wieder um. War ihm etwas entgangen? Folgte ihm etwas oder jemand? Kalo hatte das Gefühl, beobachtet zu werden. Es ließ ihn nicht mehr los. Ein leises Kribbeln wanderte seine Wirbelsäule hinauf.

Er blieb stehen, nahm seinen Sack vom Rücken und holte das Jagdmesser heraus. Als er seinen Weg fortsetzte, behielt er die Waffe in seiner rechten Faust, bereit, sie wenn nötig einzusetzen.

Die fast lila schimmernde Sonne begann langsam, sich hinter die Anhöhe zu verkriechen. Ein Käuzchen rief mit hohler Stimme. Kalo schauderte.

*Ich bin doch gar nicht abergläubisch ...*

Dann war es still. Zu still. Die allgegenwärtigen Vögel sangen nicht mehr. So ruhig war es normalerweise nur, wenn die Sonne schon untergegangen war – oder wenn sich ein Raubtier in der Nähe befand.

Es kam ihm vor wie eine endlose Zeitpanne, doch es waren wohl nur Sekunden, bis das Gezwitscher wieder unvermindert einsetzte. Kalo merkte, dass seine Nerven auf einmal zum Zerreißen gespannt waren.

Endlich hatte er die Bergkuppe erreicht und warf seinen Sack unter einen der großen Ahornbäume neben ein paar niedrige Büsche. Er sah sich nach allen Seiten um. Von hier aus hatte er eine ungehinderte Sicht auf die Landschaft. Im schwindenden Abendlicht hoffte er, etwas zu entdecken, ging um die Bergkuppe herum, schaute hinter jeden Busch, lenkte seinen Blick in die nähere Umgebung. Er konnte weder einen Menschen noch ein größeres Raubtier entdecken. Trotzdem sagte ihm sein Instinkt, dass etwas geschehen würde.

Hastig sammelte er trockenes Reisig und ein paar dickere Äste und entzündete ein Feuer. Seine Bewegungen waren fahrig. Er fühlte Blicke, die auf ihn gerichtet waren.

Kalo versuchte, seine namenlose Furcht zu verdrängen und seine alte Kaltblütigkeit wiederzuerlangen, machte sich über die Champignons und die Kräuter her, platzierte sie sorgfältig zwischen einigen Glutbrocken auf dem bloßen Boden. Dabei erwischte er sich, wie er immer wieder wie gehetzt nach hinten und zur Seite blickte.

Plötzlich raschelten über ihm die trockenen Blätter des Ahorns. Wieder keinerlei Anzeichen von Wind.

Er steckte das Messer mit der Lederscheide in einen seiner Stiefel, griff nach einem dicken Ast, der sich in Höhe seines Kopfes befand und zog sich hinauf. Dann kletterte er behänd nach oben, vorbei an dem verlassenen Nest eines großen Vogels, bis er fast in der Krone saß.

Kalo atmete tief durch. Während seiner Klettertour hatte er nichts Auffälliges bemerkt. Er erlaubte sich einen andächtigen Blick über die zackige Silhouette der fernen Gipfel, die sich in scharfem Kontrast gegen die purpurrot untergehende Sonne abhoben. *Kein Grund zur Panik!* Er beruhigte sich und begann den Abstieg.

Der verlockende Geruch der brutzelnden Champignons zog in seine Nase. Er ließ sich vom letzten Ast mit federnden Knien auf den Boden fallen. Dann trat er ans Feuer und stockte: Einige Äste der Büsche neben ihm waren frisch niedergetreten. Die Nackenhaare standen Kalo zu Berge, er zückte das Messer, sprang zurück zum Baum und lehnte sich an dessen Stamm, suchte Rückendeckung. Mittlerweile war es stockdunkel. Nur das Feuer beleuchtete flackernd die nächste Umgebung.

Stille. Immer noch dieses Gefühl des Beobachtetseins. Kalte Schauer auf dem Rücken.

*Langsam werde ich verrückt!*

Er horchte in die Nacht. Nichts.

Bewegte sich dort in den Büschen etwas? Sie schienen lebendig zu sein. Oder war das nur der nervöse Widerschein der züngelnden Flammen?

Die Zeit verrann. Kalo stand noch immer regungslos. Das Feuer war fast niedergebrannt. Er schaute auf die verschrumpelten Champignons. Sein Hunger meldete sich.

*Es war alles nur zu viel gewesen in den letzten Tagen ...*

Er ging zu den Resten des Feuers, zog mit zitternden Fingern die Pilze zwischen den Glutbrocken heraus. Genüsslich verspeiste er die köstliche Mahlzeit und warf noch einige dicke Äste nach. Dann legte er sich neben das Feuer und fiel in einen unruhigen Schlaf. Wirre Träume von gequälten Menschen, Mördern und Toten quälten ihn. In kalten Schweiß gebadet erwachte er, stand auf und atmete tief durch, versuchte die Reste der inneren Bilder zu verscheuchen wie lästiges Ungeziefer. Er setzte sich unter einen der Ahorne und lehnte sich an den dicken Stamm, fühlte, wie die ruhige, überlegene Energie des mächtigen Baumes langsam in ihn einsickerte. Die Augen fielen ihm zu.

Es musste gegen Mitternacht sein, als er wieder Blicke spürte, diesmal ganz deutlich.

Ein Moment der Ruhe folgte. Das fehlende Zeitgefühl des tiefen Schlafes gaukelte ihm vor, dieser Moment sei eine Ewigkeit. Seine Fantasie baute die Erwartung des nächsten Blickes in all seinen Schattierungen und Gefahren in seinen Traum ein. Traum und Wirklichkeit verschwammen. Kalo kämpfte sich mühsam aus diesem Schlaf, der ihn wie eine Weste aus Blei am Boden festhielt.

Als er endlich die Augen öffnete, fiel sein Blick auf eine verhüllte Gestalt, die vor dem Feuer kauerte. Sie saß mit dem Rücken zu ihm. Ein weiter Kapuzenumhang bedeckte Kopf und Schultern und wallte in großen Falten bis zum Boden. Der Besucher drehte sich langsam und bedächtig zu ihm um.

Kalo traute seinen Augen nicht. Er griff nach seinem Kreuz ...